



Der Eingang zum Bunker befindet sich auf der Grünanlage an der Borgfelder Straße  
Fotos: Schmidt



**VEREIN DER UNTERWELT**

Der Bunker am Berliner Tor wurde 1940 erbaut und in der Zeit von 1960 bis 1962 in einen modernen ABC-Bunker umfunktioniert. 1963 wurde er den Hamburger Behörden als erster öffentlicher Bunker übergeben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg plünderten die Menschen den Bunker und verwendeten das Inventar zum Beispiel als Brennholz.

Im Bunker am Berliner Tor lagert noch Klopapier aus dem Jahr 1968. Es wird vom Verein „Unter Hamburg“ als denkmalgeschütztes Gut ebenso wie Babykleidung, Bettdecken und Leichensäcke eingelagert.

„Unter Hamburg“ hat 15 Mitglieder und bietet auch Rundgänge durch den „Kaufmann Bunker“ in Pöseldorf an. Neue Mitglieder sind willkommen. Infos gibt es unter [www.unterhamburg.de](http://www.unterhamburg.de) (sos)



Im Bunker gab es Kopfstützen und Hutablagen. Ronald Rossig (49) erläutert ihre Funktion



Dieser Vier-Zylinder-Dieselmotor (90 PS) sollte den Bunker mit Notstrom versorgen



Frauke Wegner und Luis Scheuch (14) testen das Bunkertelefon

# Eine Tour mit ganz viel Tiefgang

Seit zehn Jahren bietet der Verein „Unter Hamburg“ Bunker-Rundgänge an. Ein Ausflug in die Unterwelt am Berliner Tor

Von Sonja Schmidt

**ST. GEORG** Ein unscheinbarer grauer Kasten, vollgeschmiert mit Graffiti. Könnte ein Klohäuschen oder ein alter Lagerschuppen sein. Die Tarnung ist perfekt. Auch die Reisegruppe aus Lübeck blickt lange hilfeschend um sich, bevor sie den Bunker im Park erkennt. Als Ronald Rossig vom Verein „Unter Hamburg e.V.“ die Stahltür öffnet, begehen sich 15 Menschen auf eine spannende Reise durch die Unterwelt. Seit 2006 erforscht und dokumentiert der Verein unterirdische Bauwerke in Hamburg und kämpft mit geführten Bunker-Touren gegen das Vergessen an. Mit Erfolg: Die monatlichen Führungen sind beliebt und – wie auch an diesem Sonabend am Berliner Tor – schnell ausgebucht.

Auf dem Weg in die Tiefe braucht es sportliches Geschick um die Scherben und den Müll auf der Treppe zu umgehen. Ein letzter großer Schritt über die Pfütze am Boden – und wir haben die Druckschleuse passiert. Die knapp zweistündige Erkundungstour beginnt im Aufenthaltsraum. Dicht gedrängt

sitzen wir in Winterjacken auf dunklen Holzbänken, im grellen Neonlicht will so recht keine Gemütlichkeit aufkommen. Und der Handyempfang ist auch weg. Die massiven zwei Meter dicken Stahlbetonwände halten alle elektromagnetischen Impulse fern. „Das ist ja Luxus. Hier sollte man mal Urlaub machen“, scherzt eine Frau und packt ihr Smartphone wieder ein. Ein paar lachen, andere schauen beschämt zu Boden. Darf man sowas hier sagen? An einem Ort, an dem Hunderte Menschen tagelang vor Furcht kein Auge zu machen, geschweige denn an den nächsten Urlaub denken konnten? Im Juli 1943 hatten mehr als 800 Menschen in diesem bombensicheren Weltkriegsbunker den Großangriff der Royal Air Force (Operation Gomorrha) überlebt. Viertel wie Hammerbrook, Rothenburgsort und viele weitere wurden damals von Feuerbomben in Schutt und Asche gelegt. „Man muss sich mal vorstellen: Im Bunker gab es weder Tag noch Nacht, er war 24 Stunden lang beleuchtet“, erklärt Rossig. Über ein Treppenhaus führt er uns weiter zum medizinischen Ruheraum. Auf jeder der drei

Etagen gibt es Toiletten und Sitzgelegenheiten, die entweder aus Holz oder mit gelben Wäscheleinen umspannt sind. Sogar an Hutablagen wurde gedacht. „Das ist natürlich lächerlich, weil der Bunker bei einem Angriff sehr stark bewegt worden wäre“, so Rossig. Im kreisrunden Gemäuer führt er uns zehn Meter weit in die Tiefe. Vom Originalzustand ist allerdings nicht mehr viel übrig: Nach Ende der NS-Zeit wurde der Bunker komplett entkernt und in den 1960-er Jahren als einer der ersten seiner Art zu einem modernen Zivilschutzbunker umgerüstet. 450 Menschen sollten hier in Zeiten des bedrohlichen „Kalten Krieges“ vier Wochen lang Schutz vor einem atomaren Angriff finden. Der Ernstfall ist zum Glück nie eingetreten.

**Die Relikte der Vergangenheit**

Im Rettungsraum steht eine Dusche. „Zur Dekontamination, nicht zum Erfrischen“, klärt Rossig auf. Gegenüber hängt ein schwarzes Telefon an der Wand: das Bunker-Handy, auch Feldtelefon oder Ackerschnacker genannt. Telefonieren geht also doch? „Heute nur noch innerhalb

des Bunkers“, sagt Rossig. Für die Jugendlichen ist das 25 Kilo schwere Gerät ein Highlight. Begeistert drehen sie an der Wählscheibe: „Wenn eine Atombombe im Umkreis von 100 Kilometern explodiert wäre, hätte dieses Telefon trotzdem funktioniert. Da ist nämlich keine Mikro-Elektronik drin, die von elektromagnetischer Strahlung zerstört werden könnte.“ Auch die Musikanlage mit Röhrenradio, Plattenspieler und Tonbandgerät hatte eine wichtige Aufgabe: Der Bunkerwart meldete damit wichtige Meldungen und spielte den verängstigten Schutzsuchenden beruhigende Musik vor. Wir folgen Rossig weiter ins Untergeschoss und achten darauf, die grünen Orientierungs-

streifen an der Wand nicht anzufassen. Die Farbe ist giftig und enthält vermutlich radioaktive Salze. Dann sind wir mittendrin in einem Raum voll mannshoher Kupferkessel – die Wasserspeicheranlage. 15.000 Liter Trinkwasser hätten sie im Ernstfall fassen können. „Und hier haben wir die Luftfilteranlage“, sagt der Bunker-Experte und deutet auf eine Öffnung im Mauerwerk. Bevor die Luft in die Räume strömt, reinigt ein Außenfilter sie erst grob. Danach übernehmen Raumluftfilter die chemische Reinigung. Etwas weiter hinten kurbeln ein paar Jugendliche kräftig an einem Handlüfter. Drei Stück gibt es hier sicherheitshalber, falls der Dieselmotor mal ausgefallen wäre.

Im Mittelgeschoss befindet sich ein leerer Küchenraum. Meterlange Regale lassen darauf schließen, dass hauptsächlich Konserven gegessen werden sollten. Auch psychologische spielte die Nahrungsaufnahme eine wichtige Rolle. „Wenn der Mensch sich langweilt, neigt er dazu, sich Ersatzbeschäftigungen zu suchen. Und das ist nun mal Essen und Trinken“, sagt Rossig und zeigt auf eine verblasste Wandbemalung mit einer Wilhelm-Busch-Zeichnung. Ein Relikt aus Zeiten des Zweiten Weltkriegs. Es sollte Kinder im Bunker belustigen und sie dazu animieren, weitere Bilder im Bunker zu suchen. Wie Trist der Alltag im Bunker gewesen wäre, beweist der Liegeraum. Dreistöckige Zweimann-Pritschen aus Metall stehen eng aneinander gereiht in einem kleinen Zimmer. 150 Betten und 300 Sitzplätze hätten bei einer atomaren Bedrohungssituation nur Schlaf in Schichten erlaubt. Nach zwei Stunden ist auch für uns Feierabend, die Führung ist vorüber. Rossig führt die Gruppe zurück ans Tageslicht, die frische Luft tut uns gut – und die Sonne wärmt unsere Gesichter. Es fühlt sich an wie Urlaub.



Diese Zeichnung in der Küche wurde von einer Restauratorin freigelegt. In mindestens fünf weiteren Weltkriegsbunkern in Hamburg sind ähnliche Bilder zu finden